



Bernhard Stäber

DUNKLES ABBILD

Psychothriller aus Norwegen

ek

Bernhard Stäber
Dunkles Abbild



Bernhard Stäber

Dunkles Abbild

Kriminalroman



edition
krimi

Stäber, Bernhard. Dunkles Abbild. Hamburg, edition krimi 2022

1. Auflage 2022

ISBN: 978-3-948972-70-7

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich und kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.

ePub-eBook: ISBN 978-3-948972-71-4

Lektorat: Bianca Weirauch, Weida

Satz: Julia Walch, Bad Soden

Umschlaggestaltung: © Annelie Lamers, edition krimi

Umschlagmotiv: Gras: designed by freepik.com, Wald: © vlad

bagacian/pexels.com, Textur: designed by ijeab/freepik.com,

Frau/Silhouette: Designed by kjpargeter/freepik.com

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://www.dnb.de> abrufbar.

Die edition krimi ist ein Imprint der Bedey & Thoms Media GmbH, Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

© edition krimi, Hamburg 2022

Alle Rechte vorbehalten.

<https://www.edition-krimi.de>

Gedruckt in Europa

On a winter night I hear the Easter bell:
I knock on graves and quicken the dead,
Until at last in a grave I see — myself.

(Wjatscheslaw Iwanowitsch Iwanow:

»Winter Sonnets: XI«)

»Ein hoher Spiegel – so schien es mir zuerst in meiner Verwirrung – stand nunmehr dort, wo vordem keiner sichtbar gewesen war; und als ich, in einem Übermaß von Grausen, darauf zutrat, kam mir mein eigenes Bild entgegen, aber ganz bleich im Gesicht und blutbespritzt ...«

(Edgar Allan Poe: »William Wilson«)

»Von allen Prothesen, die die Geschichte des Körpers begleiten, ist der Doppelgänger sicher die älteste. ... Wie die Seele, der Schatten und das Bild im Spiegel, die das Subjekt als sein Anderes heimsuchen, bewirkt das Double, dass das Subjekt zugleich es selbst ist und sich doch nie gleicht und von ihm heimgesucht wird wie ein kleiner und ständig heraufbeschworener Tod.«

(Jean Baudrillard: »Transparenz des Bösen.

Ein Essay über extreme Phänomene«)

1

»Nächster Halt: Skien, Ausstieg rechts.«

Es dauert einen Moment, bis die blecherne Stimme aus dem Lautsprecher zu meinem Verstand vordringt. Irgendwann kurz nachdem ich in Oslo eingestiegen bin, muss ich eingeschlafen sein, wahrscheinlich schon recht früh, denn viel habe ich von den zwei Stunden nicht mitbekommen. Der Gin Tonic war gut gewesen, ich hatte den Buzz vermisst, mit dem alles um mich herum gleichzeitig scharfkantiger und doch auch stumpfer an den Rändern wurde. Aber die Drinks hatten mich müde gemacht, so müde. Es war eine lange Woche gewesen.

Ich hatte mich mit Ina in Oslo getroffen, und wir waren gerade mal in zwei Bars gegangen, ins **ism* und in die *Angst*, bis mir unvermittelt im Sitzen die Augen zugefallen waren. Um die Zeit, als ich mich auf die Fahrt nach Hause gemacht hatte, wäre ich noch vor ein paar Jahren erst richtig losgezogen. Aber da hatte es schließlich noch nicht Simon in meinem Leben gegeben.

Der Zug verlangsamt sich und rollt im Bahnhof von Skien ein. Erst als er fast zum Stehen gekommen ist, erhebt sich der junge Mann, der mir gegenüber sitzt. Er ist gut zehn Jahre jünger als ich, Anfang zwanzig und so groß, dass er fast den Kopf einziehen muss, als er sich ganz aufgerichtet hat. Er zwängt sich an einer jungen Frau vorbei, die mitten im Gang steht und einen schwarzen Rucksack aus der Gepäckablage zieht. Sie schaut dem Typ kurz genervt hinterher, dann senkt sie den Kopf und folgt ihm. Skien ist die Endstation, weswegen hier alle aussteigen.

Ich erhebe mich als Letzte. Ich bin immer noch benommen von meinem langen Zugnickerchen. Beim Durchqueren des Wagens gleitet mein Blick aus den Fenstern zu meiner Rechten. Das Bahnhofsgebäude ist ein dunkler Kasten vor der

jetzt im Juli spät einsetzenden Dunkelheit. Davor gleitet ein Schemen von Fensterscheibe zu Fensterscheibe, mein schwankendes Spiegelbild: leicht vornübergebeugt, das Gesicht ein blasser Fleck unter kurzem blondem Haar, das kaum die Schultern berührt, verschwommen wie meine angetrunkenen Gedanken.

Es war schön gewesen, wirklich schön, mehr als sechs Wochen seit dem Nationalfeiertag endlich mal wieder auszugehen, und das in Oslo, wo es einfacher ist, in Anonymität abzutauchen, nicht in Skien, wo man dauernd auf Leute trifft, die man kennt. Aber ich hatte es gar nicht richtig genießen können. Mein erschöpfter Körper wollte nicht mitspielen und drängt jetzt vor allem auf ein Bett.

Ich atme tief die kühle Nachtluft ein, als ich auf den Bahnsteig trete. In Oslo war es trocken gewesen, aber hier muss es geregnet haben, während ich fort war, denn der Asphalt ist nass, und das Licht der Bahnhofsbeleuchtung spiegelt sich auf der dunklen, rauen Oberfläche. Der Wind trägt noch ein wenig Nässe mit sich, die sich wie feiner Nebel auf meine erhitzten Wangen legt. Endlich verschwindet meine Müdigkeit. Ich sehe mich nach den wartenden Taxis am Rand des Parkplatzes neben dem Bahnhofsgebäude um, aber es ist nur ein Gedankenspiel: Lieber laufe ich die Viertelstunde ins Zentrum, wo ich wohne, als dass ich Geld für ein Taxi ausgabe.

Die Frau mit dem Rucksack steht am Ende des Bahnsteigs außerhalb des Lichtkegels der nächsten Straßenlaterne. Trotz des sommerlich milden Wetters trägt sie eine dunkelbraune Schirmmütze tief ins Gesicht gezogen. Als ich an ihr vorbeigehe, fällt mein Blick auf die Fototasche, die ihr an einem breiten Riemen über der rechten Schulter hängt. Der Behälter sieht wie the real vintage deal aus: abgewetztes schwarzes Leder, mit einem glänzenden Schriftzug aus Metall, »minolta« in kleinen Lettern.

Für einen Moment bin ich versucht, innezuhalten und die

Frau auf ihre Kamera anzusprechen. Bestimmt steckt in ihrem Gehäuse noch ein klassischer Rollfilm. Aber meine Müdigkeit, die nur kurz von der frischen Nachtluft vertrieben wurde, meldet sich gerade umso stärker zurück, und ich habe keinen Nerv, noch eine Weile auf dem Bahnhofsgelände herumzustehen, um mit einer fremden Frau über analoge Fotografie ins Gespräch zu kommen. Ich will nur noch ins Bett.

Ich trabe zielstrebig, aber auch immer noch angeschickert an ihr vorbei und auf die Grünanlage zu, die südlich vom Bahnhof liegt. Als ich den Weg zwischen den schattenhaften Umrissen hoher Bäume entlanggehe, fahre ich unwillkürlich mit der Hand in meine Umhängetasche und fühle mit den Fingerspitzen über den Rand der Dose mit dem Pfefferspray. Ich weiß, dass sie an Ort und Stelle ist, ich sehe sie immer, wenn ich etwas hineingebe oder heraushole. Aber in einer dunklen Straße, in der kaum Menschen unterwegs sind, ist das etwas anderes. Da muss ich mich doch kurz versichern, dass ich das Pfefferspray in Griffweite habe.

Ein Gefühl von Sicherheit hebt meine Stimmung. Außerdem kenne ich den Weg, bin ihn oft genug gegangen. Meine Gedanken treiben zurück zu Ina und dem heutigen Abend. Sie wollte ihre Beförderung begießen – nur mit mir. Sie hätte mit der kompletten Führungsetage ihres Verlags feiern gehen können, und vielleicht macht sie das ja auch in ein paar Tagen noch. Aber als heute Mittag die Entscheidung fiel, war *ich* es, der Inas spontaner Anruf von der Toilette aus galt, in die sie sich vor Aufregung zum Kotzen zurückgezogen hatte. Und diesmal kam mir das Universum tatsächlich mal entgegen: Daliya erklärte sich spontan bereit, auf Simon aufzupassen, damit ich nach Oslo fahren und mich mit Ina treffen konnte. Sie macht das nicht zum ersten Mal, und er mag sie. Eine Nachbarin wie sie ist Gold wert.

Ina wirkt eiskalt, wenn sie einen mit ihren hellblauen Augen ansieht, in denen kaum noch Farbe zu finden ist, Augen

wie die zugefrorenen Ufer des Norsjø an einem Wintertag. Aber in Wirklichkeit gibt sie sich nur äußerste Mühe, es sich nicht anmerken zu lassen, wenn sie aufgeregt ist. Und sie war aufgeregt, als sie mich anrief.

Die Frage, ob sie die Programmleitung des Verlags übernehmen wolle, hatte sie völlig unvorbereitet getroffen, und die schnelle, formlose Bestätigung, als sie zugesagt hatte, beinahe noch mehr. Das erzählte sie mir während ihres ersten Cocktails, eines staubtrockenen Martinis. Ina ist so old-school, dass sie ihren Drink allen Ernstes wie Bond, *James Bond*, geschüttelt, nicht gerührt bestellen kann, ohne dass es albern wirkt. Hat sie sich vielleicht von ihren Autoren abgesehen. Nach allem, was sie erzählt, ist es ein einziger Haufen exzentrischer Nerds.

»Auf die neue Belletristik-Programmleitung des Folkvang Verlags!«, hatte sie laut gerufen, ohne sich um die Blicke von den anderen Tischen zu kümmern, und ihr Martiniglas in die Luft gehoben. »Keine Erfahrung in Teamleitung, aber sie trauen es mir zu, also werde ich es mir erst recht zutrauen. No risk, no fun.«

Es war nicht bei dem einen Glas geblieben, und ich hatte mit Gin Tonic mitgehalten und auf ihren neuen Job angestoßen.

»Wird endlich Zeit, dass du auch mal wieder was riskierst. Du wirst langsam zu einer Einsiedlerin«, hatte sie nach ihrem dritten Cocktail gesagt, den wir in der Nedre Løkka Bar getrunken hatten, einem Caipirinha. Was soll ich sagen, sie ist oldschool. Kaum dass ihr das herausgerutscht war, hatte sie sich die Hand auf den Mund geschlagen. »Fuck! Sorry, Silje. Ich wollte dich nicht drängeln.«

»Hast du nicht«, hatte ich abgewunken und schnell an ihr vorbeigeschaut, als sei mir jemand schräg hinter ihr aufgefallen. Ich hatte ihr nicht in die Augen schauen können, aus Sorge, sie würde sehen, dass sie mich mit ihrer Bemerkung tatsächlich erwischt hatte. Ich war ja nach einer Woche Kell-

nern schon so erledigt, dass ich mich selbst an meinem freien Tag zeitig auf den Heimweg machte. Nicht einmal ein paar spontane Worte mit einer Frau, die mit einem vermutlich analogen Schmuckstück fotografierte, hatte ich auf die Reihe bekommen. Wahrscheinlich hatte Ina recht. Dieser Tage riskierte ich wirklich nicht viel. Selbst um das kleine Haschpiece an mich zu nehmen, das ich von ihr gekauft hatte, war erst mal ein Drink nötig gewesen.

Sie hatte das Thema, über das wir nicht reden, letztendlich auch nicht angesprochen, zum Glück. Stattdessen hatte sie sich darauf konzentriert, mir die Vorteile von Oslo aufzuzählen, während sie den Rest ihres Caipirinhas durch den Strohalm saugte. Sie hat es nicht ausgesprochen, aber natürlich hofft sie darauf, dass ich irgendwann wieder in ihre Nähe ziehe.

Rechts und links zu meinem Weg nach Hause stehen die niedrigen, meist weiß gestrichenen Holzhäuser von Skien. Die Spalier stehenden Kleinstadtfassaden scheinen gar kein Ende zu nehmen. Ein paar Stunden in Oslo, und die Provinz schließt sich wieder um mich wie eine Auster. Ich ertappe mich dabei, wie ich schneller gehe, damit die Häuser nicht tatsächlich auf einmal zusammenrücken und mich zerquetschen.

Erst am Liefriedhof nördlich vom Stadtzentrum und ganz bei mir um die Ecke verlangsame ich wieder meinen Gang. Ein großer Teil der weitläufigen Anlage sieht mehr aus wie ein umzäunter Park mit ein paar Ansammlungen von Gräbern. Ich blicke über die Schemen der Grabsteine, schwarze Strukturen, halb versunken in der tieferen Dunkelheit ohne Straßenlaternen. Hier kann ich immer frei atmen, besonders nachts, wenn die Häuser schlafen. Meine Absätze hallen klackend auf dem Gehsteig wider, aber da ist noch ein anderes Geräusch, kein Echo, sondern ein weiteres Paar Schuhe, fast synchron im Einklang mit meinen Schritten.

Ich halte inne und drehe mich um, aber niemand ist hinter

mir zu sehen, die Straße ist leer. Schon komisch, wie einem die eigenen Sinne Streiche spielen können. Eigentlich machen sie das ziemlich oft, nur fällt es einem kaum auf, weil es so völlig alltäglich ist, wie die Illusion vorhin beim Anfahren des Zuges in Oslo, als der Bahnsteig für ein paar Augenblicke am stehenden Wagen vorbeizuziehen schien. Aber was, wenn die vielen Augenblicke in ihrer Gesamtheit eine einzige lange Illusion ergeben? Das Leben ein Traum vom Leben.

Langsam wende ich mich wieder um. Mein Blick gleitet über die braune Backsteinmauer der Missionskirche zu meiner Rechten, der man gar nicht ansehen würde, dass sie zu einem religiösen Gebäude gehört, wenn der Name nicht in großen metallenen Lettern an der Seitenwand stehen würde. Ein Fleck an der Mauer fängt meine Aufmerksamkeit ein. Erst denke ich, dass es eine weitere Illusion wie das Echo meiner Schritte ist, der Schatten eines Astes vielleicht. Aber es ist kein Schatten, sondern ein Graffiti. Jemand hat etwas auf die Backsteine gesprüht, das wie eine Mischung aus einem Pfeil und einer Vogelfeder aussieht.

Der Pfeil läuft in einer dreieckigen Spitze aus. Die Vogelfeder befindet sich an dem Ende des Schafts, wo bei einem echten Pfeil die Befiederung wäre. Das Symbol scheint mit einer Schablone aufgesprüht worden zu sein. Einen Schriftzug, wie man ihn oft bei Graffiti dieser Art findet, ist nicht zu sehen.

Etwas an dem nächtlichen Motiv an der Backsteinmauer hält mich davon ab, weiterzugehen. Die Zielgerichtetheit des abgeschossenen Pfeils verwandelt sich in das unbestimmte Dahingleiten einer Vogelfeder. Oder ist es genau andersherum?

Ich ziehe mein Handy hervor. Ich schieße nur selten Fotos mit der Kamera darin. Aber es ist die einzige Kamera, die ich gerade bei mir habe, also benutze ich sie. Ich mache ein Foto von dem Graffiti und stecke das Handy wieder weg, ohne mir das fertige Bild im Galerieordner anzusehen. Das kann

ich auch noch morgen früh machen. Wenn ich das Motiv, das ich jetzt gerade vor mir sehe, während der Alkohol durch mein Blut rauscht, dann immer noch interessant finde, komme ich zurück. Mit meiner Hasselblad.

Langsam wende ich mich von dem auf die Backsteine gesprühten Vogelfeder-Pfeil ab und gehe weiter. Ein leichter Wind ist aufgekommen, und mit ihm ist die feine Nässe in der Luft in Regen übergegangen. Er trifft mich auf Stirn und Wangen und treibt mich an. Es wird Zeit, dass ich heimkomme, damit Daliya wieder in ihre eigene Wohnung hinübergehen und sich schlafen legen kann. Für das spontane Babysitten hat sie etwas gut bei mir.

Ina hat ja recht, ich muss es zugeben. Ich habe lange nichts mehr riskiert. Wird Zeit, dass sich das ändert.

2

Ich kann es noch immer kaum glauben. Verdammt, ich bin so aufgeregt, ich kriege keine Luft, ich -

Reiß dich zusammen, beruhig dich. Der Typ auf dem Sitz ihr gegenüber glotzt dich schon an. Du musst ja wirken, als wärst du ein Creep. Oder auf einem schlechten Trip.

Ich zwinge mich, wieder ein neutrales Gesicht aufzusetzen, geradeauszuschauen, den Gang des Bahnwagens entlang, befehle meine Beine zurück an meinen Platz etwas weiter vorne links. Ich war zwar gerade erst auf der Zugtoilette, aber ich könnte schon wieder pinkeln. Sie war es! Keine drei Meter neben mir sitzt sie und döst.

Ob ich sie ansprechen sollte, wenn wir in Skien rausmüssen?

Vielleicht, aber warum? Wahrscheinlich würde sie sich gar nicht mehr an mich erinnern, und wieso sollte sie auch?

Damals haben sie mir oft gesagt, wie ähnlich ich ihr sähe, aber mir war das nie aufgefallen. Jetzt, beim Anblick ihres Gesichts mit den geschlossenen Augen, sehe ich, dass sie recht hatten. Die Ähnlichkeit ist regelrecht unheimlich.

Silje Iversen. *Die* Silje Iversen, die es vor fünf Jahren mit ihrem ersten und einzigen Bildband zu einem Artikel im Magazin der Aftenposten schaffte, bevor sie wieder aus dem Licht der Öffentlichkeit verschwand.

Ich hebe leicht den Kopf, taste mit den Fingerspitzen über den metallenen Schriftzug vorne an der Kameratasche, die auf dem Sitz neben mir steht, als würde ich Braille lesen. Mein Blick schweift durch den Bahnwagen, scannt eine Handvoll müder, verschlossener Gesichter auf dem Weg nach Hause. Wem von ihnen würde der Name Silje Iversen etwas sagen? Wer könnte es nachempfinden, dass ich noch immer vor Aufregung zittere, ein begeistertes Fangirl in Gegenwart seines Idols?

Eine Stimme schnarrt aus den Lautsprechern und kündigt Skien an. Ich stehe auf, wobei ich es vermeide, mich noch einmal nach ihr umzudrehen, und hänge mir die Kameratasche um. Als ich meinen Rucksack von der Gepäckablage herunterziehe, knallt mir ein Ellbogen schmerzhaft in die Nieren. Der Typ, der sich an mir vorbeirempelt, entschuldigt sich nicht, schaut sich nicht mal nach mir um.

Dafür bin ich es, die ihm wütend hinterherstarrt. Mein Mund öffnet sich. Ich höre mich sagen, was für ein rücksichtsloses Arschloch er ist. Aber nur ich kann meine Worte hören, in meinen Gedanken hallen sie laut und deutlich durch den gesamten Bahnwagen. Fest presse ich meine Lippen wieder aufeinander.

Der Zug hält an, und ich folge ihm aus dem Wagen und auf den Bahnsteig. In meinem Rücken fühle ich Siljes Gegenwart. Ich brauche mich nicht umzudrehen, ich weiß, dass sie hinter mir geht. Es ist, als könnte ich im Geräusch der Schritte um mich herum die ihren heraushören. Ich gehe etwas langsamer, bleibe stehen und kontrolliere den Reißverschluss meines Rucksacks, während ich aus den Augenwinkeln beobachte, wie jemand an mir vorbeigeht. Eine ältere Frau mit eiligen Schritten. Nicht sie.

Da überholt sie mich. Noch einmal sehe ich sie kurz im Profil. Jetzt, wo sie wach ist, fällt die Ähnlichkeit zu mir nicht mehr sofort auf, finde ich. Sie blickt kurz zu mir herüber, ohne mir direkt in die Augen zu sehen, starrt mit diesem benommenen Blick von Leuten, die gerade erst aufgewacht sind, geradeaus. Ich gehe ihr langsam hinterher. Ob sie zu einem geparkten Auto oder zu Fuß weitergehen wird? Vielleicht wohnt sie ja in der Nähe.

Stimmen werden in der Nacht lau. *Hey, Øyvind!* hallt es im beinahe völligen Dunkel lauter als am hellen Tag über das Bahnhofsgelände, ein Zwei-Mann-Empfangskomitee für den Typen aus dem Zug, der mich angerempelt hat. Er begrüßt sie ebenfalls laut und umarmt beide. Als hätten mich

die Rufe der drei aus dem Gleichgewicht gestoßen, knickt mir ausgerechnet jetzt der rechte Fuß beim Gehen weg. Ein heißer Stich fährt mir durch den Knöchel, ich stolpere und mein Rucksack rutscht mir beinahe von der Schulter. Ich strecke seitlich die Arme aus, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und stoße mit dem Typ aus dem Zug zusammen, der mich angerempelt hat.

»Heh, Vorsicht!«, höre ich ihn sagen.

Ich stehe endlich wieder sicher und fahre zu ihm herum. Neuer Schmerz fährt mir durch den Knöchel, aber ich merke ihn nur am Rande. Die dunkle Welle an Wut, die in mir emporbrandet, ist kälter. Wie zuvor im Zug öffne ich den Mund. Erneut hallt jedes einzelne meiner Worte in meinem Verstand wider wie ein scharfer, heller Glockenschlag, hörbar nur für mich.

Seine Miene verändert sich. Einen Augenblick lang hoffe ich, dass er sich erinnert. Stattdessen runzelt er verwirrt die Stirn.

»Is' was?«, höre ich ihn fragen. Er klingt ungehalten.

Ich schnappe nach Luft und weiß, dass ich wie ein erstickender Karpfen aussehen muss. Mein Mund schließt sich, und meine Lippen pressen sich hart aufeinander. Der Typ wirft seinen beiden Kumpels einen halb hilfeschreitenden, halb belustigten Blick zu. Einer der beiden lacht auf. Es klingt wie ein trockenes Husten.

Ruckartig wende ich mich ab und gehe weiter, vorbei am Parkplatz vor dem Bahnhofsgebäude und über die Straße.

»Alles okay?«, ruft mir der Typ hinterher, aber ich antworte nicht und drehe mich auch nicht um, sondern schreite weiter vorwärts.

»Die ist doch voll!«, meldet sich noch jemand in meinem Rücken zu Wort. Ich versuche, die drei Männer zu ignorieren, aber es will mir nicht gelingen, ganz im Gegenteil: Erst hört sich ihr Stimmengewirr verwundert an, dann mündet es in ein gemeinsames Lachen. Bei jedem Auftreten fährt mir

ein stechender Schmerz durch den Knöchel, und mein Gesicht ist heiß vor Wut und Scham.

Denk nicht an die drei Wichser, denk an was Schönes.

Denk an was Schönes, verdammt!

Herrgott, das würde ich ja gerne, wenn mein Kopf nur nicht so leer und gleichzeitig voll wäre!

Was Schönes ...

Ich habe die Rektor Ørns gate vor dem Bahnhof überquert und stehe am Rand einer dunklen Grünanlage. Mein Blick fällt auf Silje Iversen gut zwanzig Meter vor mir. Sie überquert die Anlage zu Fuß in Richtung Zentrum. Eigentlich wollte ich mir ganz dekadent ein Taxi nach Hause nehmen, den Abend so besonders beenden, wie er begonnen hatte. Stattdessen setze ich mich trotz der Schmerzen in meinem Knöchel wieder in Bewegung. Ich folge Silje Iversen, und wie ganz von selbst kehren die Eindrücke an den Abend in Oslo in mein Gedächtnis zurück, das Konzert von Highasakite im Rockefeller, den flackernden Dom aus Licht der Lightshow, die Musik so laut in meinen Ohren, dass ich die Erinnerung daran noch während der kompletten Rückfahrt in meinem Körper spüren konnte, als sei er eben erst wie eine Klangschaale angeschlagen worden. Ich sehe wieder Ingrid Helene Håvik am Bühnenrand stehen, die langen dunklen Haare aus dem Gesicht gekämmt, ihr Gesicht blass im grellen Scheinwerferlicht, und höre ihre unverkennbare Stimme wie an einem Bungeeseil zwischen tiefen und glasklaren hohen Tönen hinauf- und hinabschwingen.

Lover, where do you live?

Langsam entkrampfen sich meine zu Fäusten geballten Hände, die ich tief in die Taschen meiner Sommerjacke gestopft habe. Die Brandung aus Wut über die Blicke und das Gelächter der drei Männer rollt noch immer gegen mich an, aber als ich Silje hinterhergehe, lässt ihre Wucht nach und weicht mehr und mehr zurück. Nur die Schmerzen bei jedem Auftreten meines rechten Fußes bleiben, aber das ist

nicht schlimm. Ich denke an etwas Schönes. Daran, dass mir Silje Iversen wieder über den Weg gelaufen ist, ausgerechnet an dem Abend, an dem ich vom Konzert einer meiner Lieblingsbands zurückgekommen bin.

Ich könnte ihr etwas hinterherrufen. Sie würde stehen bleiben, sich umdrehen. Wir könnten ein paar Worte über die alten Zeiten im Jugendclub wechseln, und ich könnte sie fragen, wie es ihr geht, sie für irgendwann in den nächsten Tagen auf einen Kaffee einladen.

Nein, keine gute Idee. Wahrscheinlich würde ich nur wieder wie eine Idiotin dastehen und nach den richtigen Worten ringen, die mir so schwer über die Lippen kommen, besonders, wenn ich aufgeregt bin. Ich könnte es nicht ertragen, wenn sie mich so ansehen würde wie diese drei Arschlöcher gerade, mit dieser Mischung aus Belustigung und milder Verachtung. Es ist besser, wenn ich Abstand halte. Aber ich will wenigstens wissen, wohin sie geht. Sieht ja ganz so aus, als ob sie in Fußnähe wohnt.

In gehörigem Abstand folge ich ihr durch die karge Grünanlage, die nur einen Rasen und eine Anzahl alter Buchen aufweist. Schließlich geht sie die Amtmand Aalls gate und dann den Dueweg Richtung Zentrum entlang. Ich halte mich so weit hinter ihr, dass ich sie trotz des spärlichen Lichts der Straßenlaternen gerade noch ausmachen kann.

Gegenüber des Liefriedhofs bleibt sie auf einmal stehen, und ich weiß es einfach, dass sie sich umdrehen wird. Tatsächlich – sie wendet sich um. Mit meinem schmerzenden Knöchel bin ich nicht gerade vorsichtig aufgetreten, vielleicht hat das Geräusch meiner Schritte die verlassene Straße bis zu ihr hinüber gehalten. Zum Glück befindet sich genau auf meiner Höhe ein kleiner Parkplatz vor einem Geschäft für Badzubehör. Ich muss nur einen Schritt nach rechts auf den Parkplatz treten und bin in der Deckung des Hauses.

Warum gehe ich nicht einfach weiter? Das könnte ich natürlich, aber dann würde ich Silje auffallen, und es wäre

nicht mehr so einfach, ihr zu folgen. Doch vor allem mag ich das Heimliche daran: Sie weiß es nicht, dass ihr jemand hinterhergeht, und so soll es auch bleiben. Ich habe mich noch nicht dazu entschieden, mit ihr zu sprechen, außerdem ist Reden nicht wirklich meine Stärke. Ich war schon immer besser darin, Leute zu beobachten, anstatt mich mit ihnen zu unterhalten.

Vorsichtig blicke ich um die Ecke der Hausmauer. Weiter vorne ist Silje vor einem weiteren Haus stehen geblieben. Sie hat etwas in der Hand, was wohl ein Mobiltelefon sein muss. Jetzt fotografiert sie die Hausmauer ab, oder etwas, das sie in einem Fenster gesehen hat. Mein Herz schlägt schneller. Ob sie an etwas Neuem arbeitet? Nein, dann würde sie doch bestimmt nicht die Kamera ihres Handys verwenden. Andererseits: Sie ist eine freischaffende Künstlerin. Das Material, mit dem sie umgeht, spielt keine Rolle. Silje Iversen könnte auch mit Fingerfarben und ihrer eigenen Pisse arbeiten, und ich würde unglaublich gerne sehen, was daraus entsteht.

Jetzt geht sie weiter. Ich warte noch ein paar Momente, dann setze ich mich ebenfalls in Bewegung. Die Schmerzen beim Gehen sind beinahe verschwunden. Das hätte auch noch gefehlt, dass ich mir so wie Mama neulich einen Knöchel breche und wir ab morgen zu zweit mit Krücken durch die Gärtnerei humpeln!

Die Straße macht keine Biegung, sodass ich Silje auch mit weitem Abstand immer noch erkennen kann. An der Stelle, wo sie stehen geblieben ist, halte ich ebenfalls inne und sehe mir die Hauswand an. Erst fällt mir nichts Besonderes auf, hinter den Fenstern auf Augenhöhe ist alles dunkel, an zwei von ihnen sind Vorhänge vorgezogen. Dann sticht mir ein an die Backsteinmauer gesprühtes Graffiti ins Auge, ein schwarzer Pfeil mit einem Schaft, der in einer geschwungenen Vogelfeder endet. Im schummrigen Licht der nahen Straßenlaterne wirkt das Motiv vor dem Hintergrund der Hauswand wie gemacht für ein Schwarz-Weiß-Foto. Ich

werfe einen kurzen Blick auf Silje, die noch immer die Straße entlanggeht. Einen Moment lang zögere ich, unschlüssig, ob ich ihr weiter folgen oder es riskieren soll, sie aus den Augen zu verlieren. Dann hole ich die Minolta aus der Fototasche hervor, um das Graffiti zu fotografieren. Ich bin mir sicher, dass Silje gerade eben an dieser Stelle dasselbe getan hat.

Es hat inzwischen ernsthaft zu regnen begonnen, aber ich habe Routine mit der Kamera, auch im Halbdunkel der Straße. Meine Handbewegungen gehen so schnell vonstatten, dass ich kaum eine Minute brauche, um das Bild zu schießen. Ich setze mich erneut in Bewegung und verstaue die Kamera im Weitergehen. Silje ist eben weiter vorne um eine Ecke gebogen und aus meinem Blick verschwunden, aber das kümmert mich nicht. Ich weiß, dass ich sie finden werde, und ich folge ihr in die Nacht, während meine Gedanken wieder zurück zu dem Konzert von heute Abend treiben. Feine Regentropfen klatschen mir auf die Stirn, und Highsakite spielen wieder *Lover, Where Do you Live*. Ingrid Helene Håvik singt davon, was sie machen wird, wenn sie die geliebte Person wiedersieht. Sie wird ihr Schauder das Rückgrat hinablaufen lassen.

Schauder, Wirbel für Wirbel.

Hinter dem Vorhang

Die ersten Kapitel zu »Dunkles Abbild« schrieb ich bereits im Juli 2015, aber es dauerte noch mehrere Jahre und drei völlig verschiedene Anfänge, bis ich Silje Iversen im Laufe des Jahres 2021 endlich auf das Graffiti an der Wand eines Gebäudes in Skien stoßen ließ. Das Doppelgänger-Motiv spielte schon in der frühesten Version eine Rolle. Seine Aufarbeitung in Mythologie und Kunst hatte mich lange fasziniert, besonders Edgar Allan Poes »William Wilson«. Ich empfand es als Herausforderung, das Thema der Bedrohung, die vom eigenen Double ausgeht, dem dunklen Abbild des Selbst, in der Gegenwart des 21. Jahrhunderts zu verorten.

Mein letzter Norwegenthiller »Raubtierstadt« spielte in Oslo. Diesmal wählte ich keine Großstadt als Kulisse für meine Geschichte, trotzdem haben die beiden Bücher Gemeinsamkeiten. Sowohl in »Raubtierstadt« als auch in »Dunkles Abbild« erzähle ich die Handlung aus der Perspektive der Hauptfigur und in der Gegenwart. Silje Iversen wie auch Sara Elin Persen sind starke Persönlichkeiten, daher fand ich es nur natürlich, dass die junge Samin aus »Raubtierstadt« in dem vorliegenden Buch einen kurzen Cameo-Auftritt hat. Das Norwegen meiner Thriller ist ein und derselbe Ort, und vielleicht begegnen wir sogar der Fotografin Silje Iversen irgendwann in einem weiteren Roman von mir wieder. Vielleicht organisiert sie ja dann gerade eine Ausstellung in Kopenhagen.

Ich bin einer Reihe wunderbarer Personen, die mir bei der Fertigstellung dieses Buchs eine große Unterstützung waren, zu Dank verpflichtet.

Da ist zuallererst meine Verlegerin Sandra Thoms von Bedy & Thoms Media zu nennen. Sie begeisterte sich für diese

Geschichte von dem Tag an, als ich sie ihr zum ersten Mal skizzierte, was eine unschätzbare Motivation für mich war.

Kassandra Schwämmle, Anna Katharina Garmeister und Fabienne Siegmund halfen mir als Testleserinnen noch während der Entstehungsphase.

Silke Rokitta und André Skjeggedal trugen mit Antworten auf einige wichtige technische Detailfragen entscheidend zur Authentizität der Handlung bei.

Ganz besonders danke ich abschließend meiner großartigen Lektorin Bianca Weirauch. In meiner Arbeit als Schriftsteller hatte ich bisher das Glück, mit Lektorinnen und Lektoren zusammenarbeiten zu können, die mir immens dabei halfen, aus meinen Texten das Beste herauszuholen. Bianca Weirauch stellte mit ihrem scharfen Blick auf Stil und Nuancen da keine Ausnahme dar.

Bernhard Stäber, im Mai 2022

Inhaltshinweise

Stalking, körperliche Gewalt,
psychische Gewalt/Gaslighting, Tod von Angehörigen,
Leichen, Verletzung, Krankenhausatmosphäre,
Dunkelheit, Sturm und Gewitter,
depressive Stimmungen,
unzuverlässige Wahrnehmung, Ausgeliefertsein,
Erpressung, Unzufriedenheit mit dem eigenen Selbst,
soziale Isolation, Bettnässen